



Leseprobe aus:

Gerd Habermann

Freiheit in Deutschland

Geschichte und Gegenwart

Gebunden mit Schutzumschlag und Lesebändchen.

288 Seiten. Format 15 x 22,7 cm.

€ 24,00 [D] | ISBN 978-3-95768-224-6



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf:

www.lau-verlag.de

Gerd Habermann

FREIHEIT IN DEUTSCHLAND

Geschichte und Gegenwart



**Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-95768-224-6

**© 2021 Lau-Verlag & Handel KG, Reinbek
Internet: www.lau-verlag.de**

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung
und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagentwurf: pl, Lau-Verlag, Reinbek

Umschlagabbildung: © picture-alliance / akg-images

Satz und Layout: pl, Lau-Verlag, Reinbek

Druck und Bindung: GK Druck Gerth und Klaas GmbH & Co. KG, Hamburg

Printed in Germany

Für Dagmar

Inhalt

Warum dieses Buch?	15
I. Wir beginnen mit den Begriffen	19
»Freiheit«	19
»Deutschland, deutsch«	20
II. Die Freiheit ganz am Anfang	23
Der Kampf um das freie Germanien	28
Gaius Julius Arminius	28
Weiteres Schicksal des Arminius, Nachruhm	29
Die Germanen als »Befreier« begrüßt	30
Weitere frühe Freiheitskämpfe	34
Widukind	35
III. Das Lehnswesen als Quelle des deutschen Polyzentrismus	37
Anläufe zur Zentralisierung	40
Karl der Große	40
Ottonen, Salier und Staufer	44
Die römische Kirchenorganisation im Dienste des Reiches	45
Die Macht des Königs in einem politischen Patchwork	46
Sacerdotium gegen Imperium	47
Barbarossa	48
Der Triumph des Partikularismus	49
Ein politisches Kartell	50
Der Kampf um das Gewaltmonopol	51
Das Ende des Alten Reiches 1803/1806	53
Ein Beispiel: Das Ende der Reichsabtei Schöntal (1157–1802)	55
Warum Untergang? Eine Rekapitulation	56

IV.	Die Freiheit der Bauern	59
	Mehr als 100 Reichsdörfer	62
	Beispiele Sulzbach und Gochsheim.....	62
	Die Fähigkeit zur Selbstverteidigung	66
	Der Zug nach Osten	67
	Motive des Aufbruchs	69
	Das Schicksal einer Stadt in der »großen Wildnis«	71
	Der Kampf der Bauern um einen genossenschaftlichen Freistaat	71
	Friesland	72
	Dithmarschen.....	73
	Die Schweiz – das Gelingen	74
	1525	76
V.	Die Ritter und ihre Freiheit	81
	Der »Rittersturm«.....	85
VI.	3000 Republiken: Die Freiheit der Städte	87
	Stendal	93
	Schwäbisch-Hall.....	94
	Nürnberg.....	95
	Die Hanse	98
	Lübeck	102
	Das Scheitern des Charismas: Jürgen Wullenwever	105
	Langsamer Niedergang	105
VII.	Im Märchenland des Partikularismus	107
	Deutschland als Experimentierfeld	109
	Die thüringische Anarchie	111
	Carl-Augusts Sachsen-Weimar	112
	Bezaubernde Reichsfürstentümer Lippe	115
	Ein Gartenstaat.....	119

Eine reichsunmittelbare Herrschaft:	
Reichsbaronie Schauen	122
Blick auf eine Provinzstadt: Büdingen	123
Frauenstaaten	125
Exkurs zum kurzen Zwischenspiel der »Mainzer Jakobiner-Republik« (1793)	128
Exkurs: Religiöse Sezession und die Freiheit: Martin Luther	129
VIII. Zwischen Länderautonomie und Zentralstaat	135
Die Debatte um den Kleinstaat	138
IX. Persönlichkeitsideale der deutschen Klassik	143
Alte und neue Freiheitslehre	143
Was macht einen Menschen zur Persönlichkeit?	
Wilhelm von Humboldt	144
»Werde, der du bist!« Goethe	146
Friedrich Schiller, der große Freiheitsdichter	151
Über die »Lokalvernunft«: Justus Möser	157
Die Individualität der Gemeinschaften: Herder	162
Eine gesinnungsethische Begründung der Freiheit: Kant	
	166
X. Adam Smith in Deutschland	169
Ein Reichsritter reformiert Preußen	170
Die neue Freiheit der Bauern und der Städte	173
Exkurs: Preußen, aus liberaler Sicht betrachtet	176
XI. Liberalismus und Demokratie	183
1848	184
Revolutionäre Republik Baden	189
Wie radikal war der deutsche Liberalismus?	190
Die Abrechnung mit dem alten System.	
Liberale und Servile	190

Freiheit als Sozialprogramm	192
Äußerste Positionen des Wirtschaftsliberalismus	194
Der Glaube an die Selbsthilfe	198
Lehrer wirtschaftlicher Tugenden	198
Gegenseitige Hilfe	199
Gegen Brüderlichkeit am falschen Platze	201
Lujo Brentano	203
Es gab einmal liberale Gewerkvereine	204
»Soziale Wärme«: Private Fremdhilfe, Philanthropie, Mäzenatentum blühten	207
Ein neuer Justus Möser	207
Die wirtschaftlich freieste Epoche der deutschen Geschichte	211
Der wunderbare Aufstieg des »kleinen Mannes«	212
XII. Gegen Bismarcks neuen Wohlfahrtsstaat	215
Im Banne Bismarcks	215
Entweder – oder	218
Gegen die Staatsvergötzung: Ludwig Bamberger	219
Eine aktuelle Kritik an Sozialversicherung und Staatswirtschaft	221
Der Angriff der Interessengruppen	223
XIII. Der Niedergang	227
Im Spiegel der Parteiprogramme	230
Exkurs: Keine »Vereinigten Staaten von Deutschland «. Zur Weimarer Verfassung	232
Abseits der Heeresstraße	233
XIV. Wiedererwachen und neuer Kampf	237
Die neoliberalen »Österreicher«	238
Ludwig von Mises: Die praktische Undurchführbarkeit des Sozialismus	238
Friedrich August von Hayek: Gegen die Anmaßung von Wissen	239

Im Umkreis des »Ordoliberalismus«	240
Wilhelm Röpke: Marktwirtschaft ist nicht genug	241
Ludwig Erhard: eine Gesellschaft der Eigentümer	242
XV. Freiheit im Deutschland der Gegenwart	245
Die Idee hat keine Eile.....	247
Anhang: Auflehnung gegen die Tyrannis im 20. Jahrhundert	249
Widerstand im »Dritten Reich«	250
Ein fast gelungener Staatsstreich	251
Der 17. Juni 1953: Aufstand gegen ein totalitäres Marionettenregime	252
Annus mirabilis 1989	253
Aus der benutzten Literatur	255
Personenregister	277

»Voll verstehen kann man die Gegenwart nur, wenn man ihren Ursprung und ihre Entwicklung kennt.«

(nach Heinrich Lamer 1920)

»... dass wir durch unsere Bindungen leben und verloren sind, wenn man sie uns wegnimmt.«

(Roger Scruton 2019)

Warum dieses Buch?

Eine deutsche Geschichte als Geschichte der Freiheit: Ist das nicht abwegig? Gelten die Deutschen nicht vor allem als das Volk der Staatshörigkeit, der Staatsmetaphysik, der knechtischen »Freiheit zu gehorchen« (»libertas oboedientiae«)? Uferte der Weg der Deutschen nicht in den Totalitarismus des 20. Jahrhunderts und in die »deutsche Katastrophe« von 1945 aus? Gibt es nicht Kontinuitäten von Karl dem Großen über die mittelalterlichen Kaiser, dann das großstaatliche Preußen mit Friedrich dem Großen und Bismarck bis zum »Führer«? (So sahen es die nationalsozialistischen Historiker.) Und sind es nicht deutsche Philosophen und Ökonomen gewesen, die den Macht- ebenso wie den Wohlfahrtsstaat verherrlicht haben (Hegel, Treitschke, Adolf Wagner, Schmoller) und den utopischen Sozialismus begründeten (Rodbertus, Marx, Engels)?

Dieses Buch will eine andere Geschichtslinie der Deutschen zeigen – als Träger einer reichen politischen Kultur der Freiheit, des Universalismus, einer fast unglaublichen Vielfalt politischer Institutionen und dazu einer reichhaltigen Freiheitsliteratur. Die Deutschen waren nirgends und zu keiner Zeit nur ein Land des obrigkeitstreuen Gehorsams, einer »terra oboedientiae«. Ihr Hauptteil hatte historisch einfach »Pech«, als eine ungünstige politische Konstellation im 20. Jahrhundert eine Entwicklung sich durchsetzen ließ, die schon bei dem Wegdenken einzelner Faktoren – wie zum Beispiel der Weltwirtschaftskrise nach 1929 oder der Dämonie Adolf Hitlers – auch weniger unglücklich hätte verlaufen können; selbst noch in jenem späten Juli 1944, als einzelne Mutige sich auf den Weg machten, den »Führer« in die Luft zu sprengen (nach bis dahin etwa 40 ähnlichen Bemühungen).

National-preußische Historiker, von Heinrich von Treitschke und Gustav Droysen an bis zur Gegenwart, hatten es sich angewöhnt, die deutsche Geschichte bis zum sieghaften Aufstieg Preußens als politische Verfallsgeschichte mit dem Partikularismus und den Spaltungen als deutschem »Krebsübel« zu schildern, seine Dezentralisation und sein »Weltdeutschum« (Thomas Mann) zu verdammten. In der Tat war der repräsentative Deutsche, auch unserer Klassik, gleichzeitig und vor allem mangels eines nationalen Zentrums betonter ideeller »Weltbürger«, wie Goethe, Schiller, Kant oder Wilhelm von Humboldt. Er entbehrt bis ins 19. Jahrhundert eines politischen Mittelpunktes und hatte das bis zu den napoleonischen Kriegen nur selten vermisst.

Warum dieses Buch?

Es geht in diesem Buch darum, dazu beizutragen, dass sich in Betrachtung der anderen Seite der deutschen Geschichtslinie, des Polyzentrismus und Wettbewerbspluralismus, bei den historisch entwurzelten Deutschen in ihrem Hauptstaat ein bescheidener liberaler Patriotismus wieder entfalten kann – ein Patriotismus, der im Unterschied zum Nationalismus des 19. Jahrhunderts, nicht erkauft ist mit der Herabsetzung anderer Nationen oder einem hybriden Vormachtsstreben, ein Patriotismus also im Sinne Herders. Er ist, wie Friedrich Nietzsche einmal schrieb, nur ein »Wohlgefühl des Baumes an seinen Wurzeln«. Wie Herfried Münkler in unseren Tagen bemerkte, braucht jede Nation aus Gründen ihres Selbstverständnisses eine »große Erzählung«, Mythen und Symbole, die ihren Zusammenhalt und ihr Überleben sichern. Zu den Elementarbedürfnissen der Menschen gehört eben auch ein tiefes Verlangen nach Zugehörigkeit. Warum nicht die große Erzählung von der Freiheit und dem Wettbewerb in der deutschen Geschichte?

Wir zeigen, dass es in der deutschen Geschichte (»deutsch« als kultureller Begriff) wunderbare Beispiele von Nicht-Zentralisation der Macht gab: ein Freiheitsbewusstsein unabhängiger Bauern und Bürger; genossenschaftliche Bauernrepubliken; stolze, konföderierte Städte; um Wohltaten für ihre Bürger konkurrierende Kleinstaaten mit liberal »aufgeklärten« Herrschern, ja sogar »Frauenstaaten«. Jeder Libertäre wird staunend zur Kenntnis nehmen, dass es sogar unabhängige Dörfer, ja einzelne freie Bauernhöfe, auch Hunderte von kleinen Ritterstaaten gab, deren Vielzahl allein die Macht jedes Einzelnen reduzierte, von politisch selbstständigen Bistümern, Klöstern und Abteien abgesehen.

Neben der institutionellen Vielfalt und dem politischen Wettbewerb gab es auch einen nicht weniger imponierenden religiösen und geistigen Pluralismus. Deutsche – Martin Luther – waren es, die das Glaubensmonopol der römischen Kirche durch eine religiöse Sezession durchbrachen. Ihr Beitrag zum liberalen Denken ist bedeutend: Kants Begründung des freien Rechtsstaates, von Humboldts, Schillers, Goethes liberale Schriften machten Weltgeschichte. Nirgends ist eine so schöne Theorie der individuellen Persönlichkeit entwickelt worden. Besonders stolz können die Deutschen auf ihre institutionelle Untermauerung der Freiheit, auch »jenseits von Angebot und Nachfrage« (Wilhelm Röpke), sein: die Lehren des »Ordo-« und »Neoliberalismus«, die Entdeckungen der Österreichischen Schule der Ökonomie (Böhm-Bawerk, Hayek, Mises).

Für ihren Abfall von den Grundsätzen individueller Freiheit und ihrer überspannten Machtpolitik haben die Deutschen furchtbar büßen müssen:

Warum dieses Buch?

mit dem Untergang ihrer alten Städte, der Abwanderung oder Vernichtung großer Teile ihrer Elite, der Vertreibung von Millionen aus seit Jahrhunderten angestammten Siedlungsgebieten, der territorialen Verkleinerung, der Teilung mit 40 Jahren totalitärer Fremdherrschaft im Osten des Landes. Und am allerschlimmsten: dem brennenden Gefühl der Schande und der Scham über Untaten, die man, bevor sie geschehen sind, in einer so hochstehenden Nation für unvorstellbar gehalten hatte. Bis heute wirkt auch bei Jüngeren dieser Absturz traumatisierend nach, verhindert ein ruhiges politisches Selbstbewusstsein und treibt in utopische Mythen. Dies wird verstärkt durch die nihilistische Mode der »Dekonstruktion« (Foucault, Derrida, Deleuze u. a.), welche die Menschen »allein in der Welt zurücklässt. Sie haben keinen Anker mehr und keine Beziehung zu einem Ort und sie werden so zum Opfer von jeder Schwärmerei und jeder vorübergehenden Mode, egal wie krank oder gutartig diese auch sein mögen. Unter diesen Umständen ist es nicht weiter überraschend, wenn Menschen infolge solcher Schwärmereien in den wütenden Tonfall verfallen, der die Auseinandersetzungen unserer Zeit in besonderem Maße prägt. Die Raserei entsteht nicht allein durch die jeweils aktuelle Wut, sondern durch ein tiefes Gefühl des nirgendwo Hingehörens, durch das Empfinden, dass die Welt, in der man sich befindet, nicht so ist, wie es einen gelehrt wurde« (Douglas Murray, Vorwort zu Scruton, 2019). Dies gilt nicht nur, aber besonders im unruhigen Deutschland.

Die Geschichte der Freiheit in Deutschland insgesamt ist bisher ungeschrieben, obwohl es viele lesenswerte Gesamtdarstellungen der deutschen Geschichte gibt, worunter ich Veit Valentin, Michael Freund, Pierre Gaxotte, Joseph Rovan und besonders Jürgen Mirow hervorheben möchte. Wir geben für eine solche Geschichte hier erste orientierende Gesichtspunkte. Lord Actons universale Geschichte der Freiheit blieb leider ein Torso: »das größte ungeschriebene Buch der Geistesgeschichte«. Unsere Ambition ist bescheidener.

Besonderer Dank gilt einigen lebenden und verstorbenen Autoren, da sie wichtige Perspektiven für die freiheitliche Aufarbeitung des historischen Stoffes lieferten: Wilhelm Röpke, Hans Maier, Friedrich A. von Hayek, Adolf Gasser, Benedetto Croce, Bertrand de Jouvenel, Robert Nef, Peter Blickle, Roland Vaubel. Auch meinen Freunden im liberalen Umkreis der Hayek-Gesellschaft verdanke ich manche Anregung: Peer-Robin Paulus – mein ständiger Gesprächspartner – sei genannt, auch Detmar Doebring, zurzeit in Prag, Sascha Tamm, Hardy Bouillon und Gerhard Papke. Urfreund Klaus hat das Buch einer strengen orthografischen Durchsicht

Warum dieses Buch?

unterzogen. Wilhelm Wilderink (Potsdam) verdanke ich den Hinweis auf die »Frauenstaaten«. Alfred Schüller, Marburg, hat viele bereichernde Anmerkungen gemacht.

Wir haben uns bemüht, in diesem knapp gehaltenen Buch nicht nur die großen Linien zu zeichnen, sondern sind beispielhaft auch ins Detail gegangen, um so ein möglichst anschauliches Bild der Vergangenheit zu geben.

Werder bei Potsdam, im September 2020

I.

Wir beginnen mit den Begriffen

»Freiheit«

Was ist hier mit »Freiheit« gemeint? Es ist zunächst und an erster Stelle: die Freiheit von willkürlichem Zwang durch andere Menschen (Friedrich August von Hayek), die Freiheit vom »Herumkommandiertwerden« (Isaiah Berlin) durch andere, die Freiheit zur Selbstentfaltung. Der Gegensatz zum freien Menschen ist der Sklave. Ein unfreier Mensch ist dem Willen eines anderen unterworfen, er lebt nicht für seine eigenen Ziele, sondern für die eines anderen. Am schönsten hat es vielleicht Bertrand de Jouvenel (1972, S. 377) gesagt: »Freiheit ist nicht die mehr oder weniger illusorische Partizipation an der absoluten Souveränität des sozialen Ganzen über seine Teile, sondern die direkte, unmittelbare und konkrete Souveränität des Menschen über sich selbst, die es ihm erlaubt und ihn zwingt, sich selbst zu verwirklichen, die ihm die Herrschaft und damit auch die Verantwortung über sein Schicksal gibt, die ihm Rechenschaft abverlangt über seine Handlungen gegenüber seinen Mitmenschen, die gleiches Recht besitzen – hier liegt die Aufgabe der Rechtsprechung –, und auch gegenüber seinem Gott, dessen Intentionen er bejahen oder verneinen kann.« Der große französische Sozialphilosoph fährt fort: »Nicht als ein Element des persönlichen Glücks ist die Freiheit von den großen Philosophen immer wieder gefordert worden, sondern weil sie den Menschen aus seiner instrumentalen Rolle befreit und ihm seine Würde zurückgibt.« Dies ist die Freiheit vom Typ I. Etwas unglücklich spricht Hayek von der »negativen« Freiheit.

Auch die freieste Gesellschaft kann ein Minimum von Zwang nicht entbehren, sei es (heute) durch die Zwangsgewalt des Staates, welche ein Mindestmaß an Moral, also die elementaren Regeln der Gerechtigkeit, durchsetzt, sei es durch den disziplinierenden Zwang der Gruppenmeinung (der Sitten und Gebräuche) mit ihren Sanktionsmitteln in anderen nicht staatlichen Formen der Herrschaft. Der Zwang wird gegen jene für legitim gehalten, welche die Normen des Zusammenlebens durch willkürliche Gewalt, Vertragsbruch, Betrug, Raub oder skrupellose Verleumdung durchbrechen.

I. Wir beginnen mit den Begriffen

Daneben gibt es einen kollektiven Freiheitsbegriff im Sinne politischer gleichberechtigter Teilhabe an den gemeinsamen Angelegenheiten wie in einer modernen Demokratie oder ihren nicht staatlichen Vorläufern. Der Zweck dieser Freiheit (Typ II) ist die Sicherung der inneren und der äußeren Freiheit. Die Selbstregierung der germanischen Stämme, der mittelalterlichen Städte und Bauernrepubliken wie auch der modernen Demokratie gehört dazu.

Schließlich ist die damit eng verbundene kollektive Selbstbestimmung einer Gruppe, die sich als Einheit versteht, nach »außen« wichtig (Typ III) als Gegensatz zur Fremdherrschaft, heute völkerrechtlich sanktioniert.

Man könnte noch einen weiteren Freiheitsbegriff (Typ IV) anführen: die »materiale« oder sozialistische Freiheit als »Freiheit von Mangel und Not«, gegründet auf Versorgungsansprüchen gegen den Staat. Freiheit wird hier als Versorgtsein, als Macht über die Umstände und Wunscherfüllung durch Staatshilfe verstanden. Dies ist keine Freiheit im liberalen Sinn (Typ I), sondern ist mit Herrschaft und Zwangsanwendung gegen die Mitmenschen verbunden, mit Überwälzung persönlicher Verantwortung und Haftung auf das Kollektiv. Nach der Gleichsetzung von »frei« mit Versorgtsein ist auch der gut gefütterte Sklave – im Unterschied zum armen Almbauer – frei, selbst der rundumversorgte Gefängnisinsasse oder das Kind. Der wilde Fuchs in den Wäldern, im ständigen Kampf um seinen Lebensunterhalt, wäre »unfrei«, der wohlversorgte Kettenhund im Bauernhof dagegen »frei«.

Im Namen dieser Freiheit vom Typ IV vollzieht sich seit Jahren, begründet mit sozialen Gleichheitspostulaten, die Transformation in den sozialen Bevormundungsstaat, in Deutschland wie auch anderswo.

»Deutschland«, »deutsch«

Mit »Deutschland« meinen wir – mit Jürgen Mirow (1996) – vor allem eine Kommunikationsgemeinschaft (in Sprache, Sitten, Erinnerungen und Mythen), die über die Jahrhunderte geht, ein Kontinuum an Gemeinsamkeiten in Literatur, Ideen, Überzeugungen, Sitten und Bräuchen. Durch Kommunikation zwischen den Generationen entwickeln sich Traditionen, die sich wie alle Kulturbestände im Laufe der Zeit verändern, sodass von einem konstanten Nationalcharakter oder »Volksgeist« nur schwerlich gesprochen werden kann, gleichwohl gibt es auch dieses Kontinuum. Im Falle

I. Wir beginnen mit den Begriffen

Deutschlands verbindet sich dies erst spät mit einem zentralisierten Nationalstaat. Bis heute leben die Deutschen im kulturellen Sinn in mehreren Staaten.

Lange Jahrhunderte war Deutschland – im Unterschied zu England, Frankreich oder Russland – keine politisch geeinigte Nation und umfasste als von den deutschen Kaisern geschaffenes imperiales »Heiliges Römisches Reich deutscher Nation« nicht nur deutsche, sondern auch italienische, französische, slawische u. a. Völkerschaften. Auch sonst kann man mit Recht von mehreren deutschen Geschichten und einem Land des politischen Pluralismus und Wettbewerbs sprechen (Hagen Schulze 1989). So hatte Deutschland jahrhundertelang keine gleichbleibende Hauptstadt. Als solche oder besser als vorübergehende Hauptorte dienten abwechselnd Aachen, Frankfurt a. M., Mainz, Nürnberg, Magdeburg, Quedlinburg, Goslar, Regensburg, Bamberg, Speyer, Wien, Prag, Bonn, Berlin. So gibt es auch keine zentrale Grablege der deutschen Kaiser. Die Gebeine der mittelalterlichen Herrscher liegen an 21 Orten verstreut, von Sizilien (Palermo: Friedrich II., Heinrich VI.) bis nach Sachsen (Magdeburg: Otto) und Ungarn (Wardein: Sigismund). Es gab somit auch kein zentrales Reichsarchiv. Diese Könige und Kaiser herrschten ambulant: Herrschaft durch Umherziehen, durch persönliche Gegenwart (»Reisekaiser«).

Deutschland als umfassende »Kulturnation« und politische Anarchie kannte rivalisierende Stämme, freie Bauerngenossenschaften, einen Kosmos an freien Städten wie in der Antike, Priesterstaaten, kleine und kleinste Privatfürstentümer, selbst praktisch autonome »Reichsdörfer«, souveräne Klöster und Abteien in abgelegenen Waldtälern, darunter etliche »Frauenstaaten«, großflächige Kolonistenstaaten wie in der neueren Zeit Österreich oder Preußen. Am Ende des 18. Jahrhunderts gab es ca. 1800 selbstständige Obrigkeitkeiten. Hinzu kommt der religiöse Pluralismus seit der Reformation, die Aufspaltung in die katholische und viele protestantische Denominationen.

Das Wort »deutsch« erscheint zuerst am Ende des 8. Jahrhunderts zur Bezeichnung der althochdeutschen Volkssprache (»theodisk«) – als Zeichen, dass man die germanische Spracheinheit als Gegensatz zu den romanischen Mundarten erkannt hatte. Seit Ende des 9. Jahrhunderts entwickelte sich langsam die Sprachbezeichnung »deutsch« zur Kennzeichnung eines Volkes. Mit den 960er-Jahren finden wir die Bezeichnung »Teutonici« für die Deutschen nördlich der Alpen als Bezeichnung des eigenen Volkes, auch offiziell in kaiserlichen Urkunden. Das deutsche Volk umfasste Franken, Sachsen, Thüringer, Alemannen und Bayern – also alle festländischen

I. Wir beginnen mit den Begriffen

Westgermanen (mit Ausnahme der Langobarden und der Friesen). Das Bewusstsein, einem besonderen Stamm oder einer Region anzugehören, wurde dadurch nur ergänzt, nicht ersetzt. Es ist in Europa einzig, schreibt Jürgen Mirow (1996, S. 39), dass das Bewusstsein einer sprachlichen Einheit dem Gemeinschaftsbewusstsein als Volk vorausging, dass ein Volksname aus einem Sprachnamen herauswuchs. Bis heute ist die Einheit des deutschen Volkes vor allem im Sprachlich-Kulturellen begründet.

Deutsch wird hier also in einem weiteren kulturellen Sinn verstanden und es umfasst darum nicht nur den heutigen Kernstaat, die Bundesrepublik Deutschland, sondern (bis 1648) die Schweiz, bis 1866 Luxemburg, dazu noch Liechtenstein und Österreich, politisch bis 1648 auch die Niederlande, die ihr eigenes »Niederdeutsch« zur Staatssprache gemacht haben. Es ist der Ansatz, den auch Jürgen Mirow gewählt hat.

Wer wissen will, was »deutsch« ist, muss in die Geschichte gehen. Die Geschichte eines Volkes ist sein Charakter. Angesichts der komplizierteren kulturellen und politischen Gegebenheiten verwundert nicht eine Unsicherheit der Deutschen bei der Frage nach ihrer Identität, während dies in alten Nationalstaaten einfacher zu beantworten ist. Gerade derzeit erscheinen vortreffliche Bücher zu dieser Frage, z.B. Borchmeyer, Demandt, Münkler, MacGregor, schon älter: Erich von Kaehler oder Norbert Elias. Psychologische Analysen zur Mentalität und Lebenseinstellung der Deutschen liefern Müller-Freienfels (1930), auch Wilhelm Röpke (1948) und Willy Hellpach (1954).

Lange herrschte ein Universalismus vor, der das Besondere gerade mangels eines Zentrums in der Weltzugewandtheit der Deutschen sah; so bei den deutschen Klassikern, namentlich Schiller (sein Gedicht »Deutsche Größe«). Seit 1945 hat sich im deutschen Kernland verständlicherweise sogar eine Selbstabneigung, eine »Selbstzurückweisung« (Scruton) und ein Abgeschnittensein von historischen Wurzeln entwickelt, das manchmal pathologische Züge trägt. Dies führte zu einer politischen Orientierungslosigkeit oder auch in einen utopischen Messianismus, z.B. in Umwelt-, Energie-, Klima- oder Migrationsfragen, auch in einen forcierten Europäismus als Reichfersatz. Während sich 1989/90 das große Drama der Wiedervereinigung vollzog, debattierten nicht unbeträchtliche Kreise über ein angebliches Waldsterben und ein bedrohliches Ozonloch über der Erde. Dies vor allem lag ihnen am Herzen, während sie demgegenüber die politischen oder kulturellen Schicksale ihres eigenen Landes offenbar für zweitrangig hielten.

II.

Die Freiheit ganz am Anfang

»Nicht die Samnitzen, nicht die Karthager, nicht die Gallier, nicht die Spanier, nicht einmal die Parther haben uns so oft herausgefordert wie die Germanen; ja, gefährlicher noch als die Macht der Asarkiden ist dieses Volk mit seinem Freiheitswillen« (Tacitus).

»Wenn der König die Wohnstatt eines freien Mannes verletzt, werden wir ihn verfolgen und töten« (Fluch des alten norwegischen Rechts, nach de Jouvenel 1972, S. 379).

Am Anfang der deutschen Geschichte steht ein lockeres Ensemble von bewaffneten germanischen Stämmen, die passioniert miteinander Krieg führen, sich zu neuen Verbänden vereinen und wieder trennen. Die Liberalen des 19. Jahrhunderts rühmten deren »altdeutsche« oder germanische Freiheit. Diese fernen Vorfahren der Deutschen kannten keine souveräne politische Gewalt, keinen Staat, keine zentralisierte Gesetzgebung, keine Bürokratie – im größtmöglichen Kontrast zum benachbarten Römischen Reich, in das sie gern Raubzüge unternahmen. Sie lebten in der urwüchsigt-spontanen Ordnung von Familie, Sippe, Stamm und in allenfalls vorübergehenden Stammesbündnissen. Sie kannten keine Städte, hatten eine Scheu davor, in Städten zu wohnen. Statt eroberte Städte zu nutzen, wurden diese regelmäßig niedergebrannt und zerstört. Dieses Schicksal erfuhren auch so mächtige Städte wie das römische Köln, Mainz oder Trier. Die Germanen kannten keine schriftliche Überlieferung, sodass wir, wenn wir etwas von ihnen erfahren wollen, auf die Berichte griechischer oder römischer Schriftsteller und auf die stummen Zeugnisse der Archäologie angewiesen sind. Sie kannten nicht einmal einen Jahreskalender: Kein Germane wusste genau, wie alt er war.

Die Germanen dieser Zeit lebten vor allem in Dörfern, Weilern und Einzelhöfen. Die Vollfreien lebten als Bauern, Viehzüchter, Jäger und besonders Krieger. Sie kannten auch keinen autonomen Priesterstand wie die keltischen Druiden. Es gab keinen »Urkommunismus«, sondern jeder Freie besaß seine Waffen, seine Kleider, Schmuck, Pferd und Hund sowie sein familiäres Miteigentum an Haus, Hof und Fährnis, über dessen inneren Bereich uneingeschränkt die Frau verfügte. Hinzu kamen die Teilhaberechte an der »Allmende« (Wald, Wiese, Triftwege, Steinbrüche, Torfmoore). Was

II. Die Freiheit ganz am Anfang

der Einzelne nötig hatte, stellte er selber her. Der Bauer, der seinen Acker bestellte, war zugleich sein eigener Bäcker, Metzger, Schreiner, Stellmacher. Jeder arbeitete für sich und verbrauchte auch das, was er produzierte. Für den Absatz arbeiteten nur die Töpferei im Süden, an der römischen Grenze, die Weberei, besonders bei den Friesen, die Schmiedekunst in ganz Germanien. Und selbst diese drei Gewerbe wurden größtenteils von Ackerbauern im Nebenberuf ausgeübt. Der Handelsverkehr, soweit ihn die Germanen betrieben, war meistens nur Grenzverkehr (Below 1898, S. 1).

Die Freiheits- und Eigentumsrechte waren eingebunden in die strengen Regeln des Volksrechtes, das als Gewohnheitsrecht und Sitte nicht von bezahlten Richtern und Politikern »gemacht«, sondern als Rechtsgefühl und Gewissen in den Angehörigen des Stammes verwurzelt und von den Rechtskundigen im Thing als altes ewiges Recht »gefunden«, nicht erzeugt wurde (Fritz Kern). Die »Fehde« war nicht nur notgedrungene willkürliche Selbsthilfe, sondern ein streng geregeltes Verfahren, um an sein Recht zu kommen. Wir haben es hier mit einer stark normativ gebundenen Freiheit vom Typ I, in gradueller Unterscheidung von der »individualistischen«, meist »naturrechtlich« oder utilitarisch begründeten Freiheit, wie wir sie heute verstehen; denn es handelte sich hier um eine Freiheit in Bindung an homogene »naturgewachsene« Sippen (Familienverbände) und Stammesgemeinschaften. Die Beschränkungen der Freiheit lagen vor allem im Gewissen der Einzelnen.

Der Begriff des »Staates« war den Germanen fremd. Was die Römer *res publica* nannten, ein unpersönliches, überindividuelles Wesen, das nicht stirbt, haben sie nicht gekannt. Sie kannten nur persönliche Bindungen, die sie verpflichteten, naturgegebene wie freiwillig eingegangene: so die Blutsgenossenschaft der Sippe, die Herrschaft des Hausherrn über seine Kinder, Knechte und abhängigen Leute, die Treuepflicht gegen einen selbst gewählten Gefolgsherrn, allenfalls noch die lockere Bindung an einen angesehenen Edelherrn oder König, der imstande war, Schutz zu gewähren, ihre Streitigkeiten zu schlichten und sie im Krieg anzuführen (Dannenbauer, II, S. 172). »Jeder Krieger fühlte sich als Häuptling« (de Vries).

Das Leben war durch Sitten und Gewohnheitsrecht, das »harte Gesetz«, strengstens geregelt, die Strafen bei Normverletzung waren grausam. Einen Pluralismus der politischen oder religiösen Ansichten gab es so wenig wie einen Liberalismus als Doktrin. Im Ernstfall pflegte die Sippe die Rache bis zur sakralen Pflicht, zum Kult. Diese zielt auf unangemessene Vergeltung, auf Vernichtung des Gegners ab. Wird der Täter auf frischer Tat erwischt, ist er ohne Rücksicht auf die Schwere des Angriffs dem Tode verfallen.

II. Die Freiheit ganz am Anfang

Als organisierte Rache stellt sich die Fehde dar in der Form der Blutrache, später wurde sie durch Bußgelder ablösbar. Freilich: Der insolvente Schuldner konnte preisgegeben werden. Das Äußerste war die »Friedlosigkeit«, eine extreme Reaktion der Gesamtheit auf eine Verletzung der Rechtsordnung. Der Friedlose darf nicht nur, er soll auch bußlos erschlagen werden wie ein Wolf. Auf seinen Kopf kann ein Preis gesetzt werden, er liegt unbegraben, den Vögeln zum Fraß (daher: »vogelfrei«). Alle seine rechtlichen Bande werden gelöst: Seine Frau wird Witwe, seine Kinder verwaisen, sein Haus wird zerstört, sein Gut wird herrenlos. Jede menschliche Gemeinschaft wird ihm versagt. Niemand darf ihn schützen, ohne selbst friedlos zu werden; er wird zum Waldläufer oder Werwolf. Die Hinrichtung wird zu gesamter Hand vollzogen: Steinigung, Spießrutenlaufen oder gemeinsamer Bau des Galgens (einem entlaubten Baum nachgebildet) oder Scheiterhaufens (Mitteis 1966, Conrad 1966).

Die Freien versammelten sich zur Entscheidung gemeinsamer Angelegenheiten in Things, den Vorläufern unserer Parlamente, etwa in Marklo an der Weser. Besonders berühmt ist der isländische »Allthing«, der es dem zeitgenössischen Libertären Rothbard so angetan hat – ein Organ ohne ständige Exekutivgewalt. In einigen Schweizer Landsgemeinden (wie Appenzell) lebt diese Urform der Demokratie bis auf den heutigen Tag fort. Nicht ohne Ironie berichtet Tacitus (*Germania*, 11), dass der ausgeprägte Freiheitsdrang der Germanen den Nachteil habe, dass sie nicht alle gleichzeitig, nicht wie auf einen Befehl zum Thing eintrafen, sondern durch die Saumseligkeit der Ankommenden zwei bis drei Tage verloren gingen.

Es ist eine abgestufte Freiheit. So ist zwischen Vollfreien, freigelassenen Halbfreien, Knechten und Sklaven (meist Kriegsgefangenen) zu unterscheiden, auch Ansätze zu einem Besitz- und Verdienstadel (keinem Herrschaftsadel!) kommen vor und bei einigen Stämmen sehen wir auch Könige walten, die freilich laut Tacitus das Freiheitsgefühl der Stammesgenossen vorsichtig zu schonen hatten. Im Frieden gab es keine beständige Obergewalt. Alles Gewicht lag bei der Masse der Volksfreien, die als Bauern, Viehzüchter, Jäger, Hauspriester und besonders Krieger lebten. Die Germanen kannten keinen selbstständigen Priesterstand nach Art der keltischen Druiden oder später der Römischen Kirche. Jeder Vollfreie war im Besitz seiner selbst beschafften Waffen, die als Schwerter häufig sein besonderer Stolz waren und einen eigenen Namen besaßen (wie Siegfrieds Schwert Baldung oder der Excalibur des Königs Artus). Er war so zur Selbstverteidigung, zur politischen Selbsthilfe imstande und dazu berechtigt wie verpflichtet. Als alter Mann freilich, der keine Waffe mehr gebrauchen konnte, hörte

II. Die Freiheit ganz am Anfang

er faktisch auf, zu sein (Schulze-Wegener 2010, S. 129). Dieses urtümliche Waffenrecht – die Freiheit und Pflicht zur Selbstausrüstung – kannte der Schweizer Eidgenosse bis 1874 (von da an wurden ihm die Waffen aus staatlichen Magazinen geliefert). Die Nordamerikaner bewahren es als Freiheitsrecht bis auf den heutigen Tag.

Über der politischen Gleichheit der Freien erhoben sich die Gefolgschaften, eine Art politischen Unternehmertums, ein freiwilliges Treue- und Gehorsamsverhältnis auf Gegenseitigkeit zwischen dem erwählten Gefolgsherrn und den Gefolgsleuten. Bei Ungerechtigkeit oder Versagen konnte dem Herrn jederzeit gekündigt werden (»Widerstandsrecht«!). Diese Gefolgschaft von unverheirateten jungen Männern wurde von ihrem (vermögenden) Herrn in dessen Haus versorgt und ging von dort gern nach den Grundsätzen der Beuteökonomie auf Expedition, Abenteuer, Raub, Überfall und Mord aus. Nach Verheiratung und Gründung eines eigenen Hausstandes schieden sie aus der Gefolgschaft aus. In dieser Institution liegt eine Quelle des späteren »Staates«.

Zur systematischen »Landnahme« brachen gelegentlich ganze Völker unter einem auf Dauer bestellten Kriegsführer oder Häuptling, manchmal Herzog genannt, auf. Man denke an die ständigen Invasionen von germanischen Volksverbänden in das Römische Reich und zuletzt an die Wikinger. Sie kämpften dabei in der Ordnung des »Eberkopfes«, nach Sippen gegliedert (eine Tradition, die von den Schweizer Freien am längsten bewahrt wurde). Antike Autoren berichten von einem ungewöhnlich kriegerischen Geist, großer Tapferkeit, Todesverachtung und großer Grausamkeit, auch von einer undisziplinierten Wildheit (»furor teutonicus«), die nicht von der Grausamkeit, aber von der strengen Disziplin und Methodik der römischen Berufsarmee, dieser imponierendsten Kriegsmaschine der Antike, abstach.

Durch die Fähigkeit, jederzeit und mit eigenen Waffen legitimen physischen Widerstand zu leisten, war der freie Germane politisch sozusagen autark. Autark war er auch weitgehend ökonomisch: Durch wenig entwickelte arbeitsteilige Marktverhältnisse war er weitgehend bäuerlicher Selbstversorger (»geschlossene Hauswirtschaft«) – mit entsprechend bescheidener Lebenshaltung und vielleicht stiller Sehnsucht nach dem warmen und üppigeren Süden, nach den glänzenden Städten und Landvillen des Römischen Reiches, die mit reicher Beute lockten.

Verglichen mit der griechischen Frau, die im Gynaikeion eingesperrt war, oder mit der Stellung der Frauen in einigen orientalischen Staaten der Gegenwart, hatte die Germanin eine gleichrangige, wenn auch formalrechtlich nicht gleiche Stellung mit dem Mann. Sie war ungewöhnlich wehrhaft,

II. Die Freiheit ganz am Anfang

wahre »Kampfgenossin«, manchmal bis in die Schlachten hinein. Es ist bekannt, wie Tacitus die germanische Eheschließung schildert: Die Frau schenkte dem Mann Waffen wie dieser ihr, ein Zeichen, dass sie nicht seine Sklavin, Haushälterin usw. war, und die Hochzeitsfeierlichkeit prägte ihr ein, »sie komme als Genossin seiner Mühen und Gefahren, um mit ihm im Frieden wie im Kriege zu leiden und zu wagen« (Stemplinger/Lamer 1920, S. 9 f.). Die zahlreichen Frauennamen auf wig, hild, gund, hadu, mit ger, brünne, helm usw. zusammengesetzt, zeigen das Bild einer zum Kampf gerüsteten Frau. Es wird berichtet, dass germanische Frauen nicht zögerten, einen versagenden Mann zu verlassen, sogar als »Feigling« zu beschimpfen oder, wenn er im Kampf zurückwich, zu töten. Es wird von bewaffneten »Schildjungfrauen« in Männerkleidung berichtet. Viele töteten nach unglücklichen Schlachten gegen die Römer sich selbst und ihre Kinder, um nicht in die Hände fremder Männer zu fallen. De Vries (1964, S. 18) zitiert eine dieser Heroinen: »Ich will nicht dem Zwang eines Mannes unterlegen sein, solange ich noch am Leben bin und die Waffen führen kann.« Einzelne »weise Frauen« wie Veleda oder Walaburga genossen auch bei den Römern Respekt. Gleichwohl müssen wir von einem Patriarchat, der Herrschaft des Mannes, sprechen, gezügelt durch Sitte, Gewohnheitsrecht und die Macht der Frauensippe. Er war Herr über Frau, Kinder und Knechte (oft versklavte Kriegsgefangene). Im Extremfall konnte er seine Kinder und sogar seine Frau auf Sklavenmärkten verkaufen oder töten. Jeder freie Germane hatte eine unsichtbare »Folgefrau«, die ihn im Leben begleitete; wenn sie ihm sichtbar wurde, kündigte dies seinen bevorstehenden Tod an, sie war dann der »Todesengel«.

Mit dem Fehlen einer besonderen Priesterschicht gab es auch kein religiös-psychisches Monopol, wie es die spätere römische Anstaltskirche mittels Beichte und Bußpraxis und Herrschaft über die Heilsgüter (Sakramente) ausübte. Jeder Hausvater hatte priesterliche Funktionen inne. Die germanische Volksreligion, ein polytheistischer Mythos, war nicht so poesie- und personenreich wie die griechische. Sie zeigte auch unheilvolle Züge, die der düsteren Lebenswelt des kälteren germanischen Nordens entsprachen. In diesem Mythos sind auch die Götter nicht allmächtig, sondern wie die Menschen einem unentrinnbaren »Schicksal« unterworfen. Auch sie werden schließlich in »Götterdämmerung« und »Weltenbrand« untergehen, woraus dann eine neue Welt entstehen wird.

Diese germanischen Stämme hatten keinen fremden politischen Herrn über sich (Freiheit vom Typ III), außer allenfalls dadurch, dass sie sich freiwillig oder vertragsmäßig militärisch in dessen Dienst stellten, was sie

II. Die Freiheit ganz am Anfang

gegenüber dem Römischen Reich – als »Foederati« – verbreitet taten, nicht zu dessen langfristigem politischen Glück: Aus Dienern oder »Klienten« wurden schließlich die Herren des Reiches.

Der Kampf um das freie Germanien

Der sieggewohnte Römer hatte Germanien durch den Feldherrn Drusus bereits bis zur Elbe und Saale unterworfen und damit begonnen, die übliche Provinzverwaltung und, was die betroffenen Germanen besonders empörte, Steuererhebung, Rechtsprechung und Strafvollzug nach römisch-rechtlichen Grundsätzen einzurichten, Auspeitschung inklusive. Nordgermanien war zu dieser Zeit schon seit 15 Jahren in römischer Hand. Das Lager Haltern an der Lippe glich schon einer befestigten Stadt, Waldgirmes an der Lahn war als feste Zivilsiedlung ausgebaut. In den verschiedenen Militärlagern auf rechtsrheinischem Gebiet hatte sich ein beträchtlicher Handelsaustausch zwischen Römern und Germanen entwickelt. So sahen denn die Besatzer keinen Grund, die Erhebung von Tributen länger aufzuschieben.

Gaius Julius Arminius

Einem romanisierten Germanen aus dem Stamm der Cherusker, in Rom als Geisel aufgewachsen und wie sein Bruder Flavus perfekt Lateinisch sprechend, römischer Bürger (daher sein lateinischer Name) und »Ritter«, zudem als Soldat eines germanischen Hilfskorps in Kenntnis des römischen Kriegshandwerks, gelang es, sich in das freundschaftliche Vertrauen des römischen Oberbefehlshabers Varus einzuschleichen und hinter seinem Rücken mit gewaltiger Kriegslist eine Koalition germanischer Stämme (nicht alle machten mit) zusammenzubringen, zu leiten und nach römischem Vorbild einigermaßen zu disziplinieren. Wohl bei Kalkriese (nahe Osnabrück) gelang es ihm, die XVI., XVII. und XVIII. Legion mitsamt großem Tross auf dem Rückmarsch ins Winterquartier in einen Hinterhalt zwischen Wald und Sumpf zu locken und die bereits durch das schlechte Herbstwetter demoralisierten Römer, die sich geländebedingt nicht in Kampffformation aufstellen konnten, in mehreren Tagen regelrecht abzuschlachten.

II. Die Freiheit ganz am Anfang

Liberator Germaniae, Befreier Germaniens, nennt Tacitus diesen durchtriebenen Helden. Ein »Zeitzeuge«, der ihn aus dem gemeinsamen Militärdienst persönlich kannte, Velleius Paterculus, beschreibt ihn so: »Es gab damals einen jungen Mann aus vornehmem Geschlecht, der tüchtig im Kampf und rasch in seinem Denken war. Ein beweglicherer Geist, als es die Barbaren gewöhnlich sind. In seiner Miene und in seinen Augen spiegelte sich sein feuriger Geist.«

Dieser von der späteren Nationalgeschichtsschreibung (beginnend mit Ulrich von Hutten) so gefeierte Mann, dem auch Schriftsteller und Dichter wie Justus Möser, Grabbe, von Kleist, Hölderlin, Wieland und Klopstock ihr dichterisches Interesse widmeten (auch Goethe entwarf 1801 ein Arminius-Drama), den etliche Komponisten bis zu Max Bruch in mehr als 50 Opern feierten, befeuert in der Tat die Fantasie, auch durch seine Familiengeschichte mit der Entführung von Thusnelda aus der Familie des opponierenden Segestes und ihre Treue zu ihm. Auch seinen Bruder Flavus und seinen Onkel fand er nicht auf seiner Seite. Es ist ein Streitgespräch der Brüder über die Weser hinweg überliefert (Tacitus, Annalen II, S. 81): der »Römling« gegen den Patrioten! Die Rede wurde bald zum Wortgefecht, zum bitteren Streit. Flavus sprach von der Größe Roms, der Erhabenheit und mild gebrauchten Macht des Kaisers; Arminius verwies auf die Verpflichtung zum Vaterland, die von den Ahnen ererbte Freiheit: »Du darfst dein Haus, deine Familie, ja dein Volk nicht im Stich lassen und zum Verräter werden ...« Das Gespräch endete in Geschimpfe und gegenseitigen Vernichtungswünschen. Trotz einiger Stilisierung durch Tacitus könnte es sich so in etwa zugetragen haben (Fischer-Fabian 2003, S. 384 ff.).

Weiteres Schicksal des Arminius, Nachrhum

Diese Schlacht war für das spätere Deutschland von entscheidender Bedeutung (vgl. Demandt 2010). Die römische Steuerbürokratie wurde von der Elbe wieder hinter den Rhein zurückgedrängt, die Romanisierung nach dem Beispiel anderer unterworferner Völker, wie der Gallier oder Iberer, wurde abgewehrt. Die sprachliche, kulturelle und politische Unabhängigkeit (und politische Anarchie) der Germanen blieb erhalten, damit auch ihre archaische Schlichtheit und ihr gewisses Hinterwäldlertum (keine Schriftkultur!), verglichen mit der römischen Hochzivilisation in ihren leuchtenden schönen Städten und noblen Landsitzen, mit ihrer Kunst, Wissenschaft, Philosophie und ihrem formalisierten Recht. Das spätrömi-

II. Die Freiheit ganz am Anfang

sche Vulgärlatein hätte sich – ohne die clades Variana – in Mitteleuropa zu einer weiteren romanischen Sprache entwickelt, dem »Teutromanischen« (Demandt 2010, S. 56).

Die Völker zwischen Rhein und Elbe entgingen damit auch dem Schicksal, in den Niedergang des totalitär entarteten Spätroms gezogen zu werden – vielmehr wurden sie selbst ein treibender Faktor dieses Niedergangs des (West-) Römischen Reiches, das sie am Ende übernahmen.

Arminius kämpfte auch nach der Schlacht bei Kalkriese gegen die erneut und mit verdoppelter Stärke angreifenden Römer (Feldzüge des Tiberius und des Germanicus bis 16 nach Christus). Sein Kriegsglück war wechselhaft, es kam trotz Niederlage des Arminius am Angrivarierwall bei Minden zu keiner definitiven Entscheidung; die Römer zogen auf kaiserlichen Befehl schließlich ihre Truppen zurück. Arminius und seine Koalition der Willigen bezwang auch noch den alten Rivalen und schwankenden Romfreund Marbod, Fürst der Markomannen. Arminius hatte offenbar hochfliegende Pläne für ein geeintes Germanien und vielleicht auch seine Königswürde im Auge, ggf. mit Marklo als Hauptstadt. Im Alter von 37 Jahren wurde er schließlich von missgünstigen oder freiheitsbewussten Verwandten ermordet. »Unstreitig Befreier Germaniens« nennt ihn Tacitus und »noch immer besingt man ihn bei den germanischen Völkern«. Sein Grab ist bis heute nicht aufgefunden. Er wird doch nicht nur irgendwo verscharrt worden sein. Sein mit Thusnelda gezeugter Sohn Thumelicus, beide in römischer Gefangenschaft, starb wohl in irgendeiner der Arenen, vielleicht in Ravenna, als verspotteter Gladiator. Die Cherusker wurden später durch die Chatten vernichtet oder gingen in den Sachsen auf.

Die Germanen als »Befreier« begrüßt

Tatsächlich waren die Germanen, die das Imperium schon weitgehend militärisch als Hilfstruppen und schließlich reguläre Truppe bis hoch in das Offizierskorps und in die militärische Führung (als »Heermeister« wie Arbogast, Stilicho oder Aegidius) beherrschten, zwar häufig Zerstörer der städtischen römischen Zivilisation (Köln, Mainz, Trier, Straßburg, Augsburg und viele andere Städte des Reiches bis selbst zur Eroberung von Rom durch den Ostgoten (und römischen Offizier!) Alarich, den Wandalen Geiserich usw.). Aber sie übernahmen – als Minderheit bei einer

II. Die Freiheit ganz am Anfang

römischen Bevölkerung, die nach Millionen zählte – auch zunächst Teile der untergehenden römischen Zivilisation und Verwaltung, vor allem die Steuerverwaltung, die Reichsstraßen, sogar die lateinische Sprache als offizielle Amtssprache mit den Unterworfenen. Das eroberte römische Land eigneten sie sich nach vereinbarten Einquartierungsregeln zu einem oder zwei Dritteln oder gänzlich (die Wandalen und Langobarden) an. Man schätzt (Banniard 1993, S. 73), dass die germanischen Eroberer nur nach Zehntausenden, allenfalls hunderttausend zählten – eine winzige Minderheit von vielleicht 5, allenfalls (Franken) 10 Prozent einer Bevölkerung, die es dennoch nicht vermochte, diese Minderheit abzuwehren – ein bedrückendes Zeugnis ihrer vollständigen Demilitarisierung, besonders auch im bevölkerungsreichen Nordafrika gegen die 20 000 Wandalen Geiserichs.

Hans Delbrück (2000, S. 386 f.) zitiert aus der Zeit König Gundobads den Bischof und Poeten Sidonius Apollinaris, der sich bei einem seiner Freunde dafür entschuldigt, dass er ihm kein eigentliches Hochzeitsgedicht gemacht habe. »Wie soll ich, wenn auch sonst wohl befähigt, zum Liebesfest dichten, während ich unter dem Haufen der Langhaarigen sitze, germanische Worte mit anhören und mit ernsthafter Miene die Lieder loben muss, die der gefräßige Burgunder singt, der sich das Gelock mit ranziger Butter gesalbt hat? Brauche ich zu sagen, was meinem Gedicht die Kehle zuschnürt? ... Glücklich darf man deine Augen und glücklich deine Nase preisen, der nicht schon am frühen Morgen zehn Gurgeln ihren Knoblauch- und Zwiebelduft zurülpse. Über dich fallen nicht schon vor Tagesanbruch wie über einen alten Onkel oder den Gatten einer Kinderfrau eine Anzahl Giganten her, wie sie kaum die Küche des Alcinous durchfüttern könnte.«

Das Römische Reich war zur Zeit seiner gänzlichen Übernahme durch die »Barbaren des Nordens« auch sonst teilweise germanisiert und umgekehrt seine Eroberer romanisiert. Heiratsverbote zwischen Germanen und Römern konnten diese Entwicklung nicht auf Dauer aufhalten. Germanische Sitten, z. B. Hosentragen (auch vorübergehend verboten), der germanische Schlachgesang (»Barritus«) oder die blonde Haartracht seitens vornehmer römischer Frauen (blondes Frauenhaar als Handelsartikel) zeugen davon. Sich germanisch geben wurde zeitweise zur Mode wie das Französische im 18. Jahrhundert in Europa. Ja nicht nur trug ein Cäsar wie Caracalla eine blonde Perücke, es konnte auch ein germanischer Haudegen kurzzeitig römischer (Gegen-)Kaiser werden (Flavius Magnentius, 350–353. Er endete nach drei Jahren seiner usurpierten Herrschaft durch Freitod).

Das Römische Reich entartete, von Finanznöten getrieben (u. a. durch die gewaltige Streitmacht von zuletzt 300 000 bis 600 000 Mann an über-

II. Die Freiheit ganz am Anfang

dehnnten Fronten), in einen fiskalischen Zuchthausstaat, wie wir ihn erst wieder im 20. Jahrhundert erlebt haben. Um den Steuerertrag zu sichern, wurde jeder Bürger und namentlich der Mittelstand in den Städten (die »Curialen«) verwaltungsrechtlich an seine ökonomische Funktion gebunden. Die verschiedenen Berufsgruppen wurden in Zwangskorporationen, oder Kartellen, zusammengefasst (»Collegia«), die für den Eingang der Steuermittel und die Ableistung der umfassenden naturalen Zwangsdienste (»sordida munera«) geradezustehen hatten. Freizügigkeit und freie Berufswahl wurden abgeschafft! Schließlich wurde diese Funktionsbindung sogar erblich. Hinzu kam die Verstaatlichung wichtiger Produktionszweige (Waffenfabrikation, Textilindustrie). Zwar gab es keine Meldeämter, Ausweis-papiere, Arbeitsbücher, Personalakten, mit denen die moderne Bürokratie arbeitet: Stattdessen wurden die Bürger wie Vieh mit Brandzeichen markiert, die sie vor der allgegenwärtigen Geheimpolizei (»agentes in rebus«) jederzeit kenntlich machte.

Mit der geistigen Freiheit sah es am Ende nicht besser aus: Christentum als verbindliche Religion für alle, Zerstörung der heidnischen Heiligtümer und Verstaatlichung ihrer Besitzungen (vgl. Nixey, »Heiliger Zorn«, 2017; Demandt 1997), Verbot des freien Philosophierens (Schließung der platonischen Akademie 529). Das allgemeine Staatssklaventum war vollendet. Erst zuletzt endeten auch die berüchtigten Spiele und das kultivierte Bäderwesen, die prachtvolle Wellness-Kultur in Thermen, deren Standards erst im 20. Jahrhundert wieder erreicht wurden, allerdings ohne deren künstlerische Ausgestaltung und architektonische Bedeutung.

Aller Zwang konnte nicht die Stadtflucht, das Aufkommen sich selbst versorgender Landgüter mit mächtigen gegen Steuern und Zwangsdienste aller Art inkl. Wehrzwang immunisierten Landlords (»possessores«) mit eigenen Privatarmeen, den Übergang in eine Naturalwirtschaft, also in das »Mittelalter«, verhindern (vgl. besonders Max Weber 1964). Viele Bürger begaben sich freiwillig in die Abhängigkeit dieser Grundherren (»patrocinium«). Die Geldwirtschaft verfiel. Muss man sich unter solchen Umständen darüber wundern, dass vielerorts die Germanen als »Befreier« begrüßt wurden, dass die Bereitschaft, für das Imperium zu kämpfen, am Schluss vielfach auf null sank? Dass etliche Bürger des Reiches zu den Germanen flohen?

Geza Alföldy schreibt: »Breite Kreise, darunter auch höhergestellte und gebildete Personen, bevorzugten das Leben unter der Herrschaft der Barbaren, da in den sich heranbildenden germanischen Territorialstaaten das Herrschaftssystem nicht auf einem erdrückenden Machtapparat und einem staatlichen Steuersystem, sondern auf feudalen Abhängigkeitsformen be-

II. Die Freiheit ganz am Anfang

ruhte« (1984, S. 177). Salvian, ein kirchlicher Schriftsteller, bemerkte zu der Zeit: »Sie suchen bei den Barbaren die Menschlichkeit der Römer, weil sie bei den Römern die barbarische Unmenschlichkeit nicht ertragen können« (ebd.).

Dass die Qualität der bewaffneten Macht, der Zentraltruppe und besonders der Grenztruppen (»limitanei«, seit Severus verheiratete Bauern) rapide sank bzw. dass am Ende fast nur noch freie Germanen gegen Germanen im römischen Dienst kämpften, kann nicht mehr verwundern. Schließlich wurde im Jahre 476 das letzte römische junge »Kaiserlein« (Romulus Augustulus) von einem germanischen Generalissimus (Odoaker) gegen 6000 Pfund Pension und Zuweisung eines Landsitzes bei Neapel abgesetzt. Was da endgültig zusammenbrach, war nur der politische Rahmen einer Gesellschaft, die sich seit dem 3. Jahrhundert längst dramatisch in eine primitive Agrarwirtschaft verändert hatte (vgl. auch Dannenbauer 1959). Über die Eroberung Roms durch die Goten Alarichs im August 410 schreibt Gregorovius: »Die Goten machten sich kein Gewissen daraus, die unglücklichen Nonnen gewaltsam von dem Gelübde der Jungfräuschaft zu befreien ... Der heroische Fall der Städte Karthago, Jerusalem und Syrakus war ein ihrer Größe würdiges Ende, aber der schmachvolle Fall Roms unter das Schwert Alarichs erschreckt durch das Schauspiel der tiefsten Verkommenheit des einst gewaltigsten Heldenvolks der Erde. Nirgends Widerstand, nur Flucht, Mord, Plünderung und greuliche Verwirrung, welche darzustellen kein Augenzeuge gewagt hat« (Gregorovius 1988, I, I). Drei Tage lang plünderten Alarichs Soldaten die alte Hauptstadt des Römischen Imperiums, wobei sie Tempel und öffentliche Gebäude verschonten, am 27. August zogen sie wieder ab. Ähnlich ging es bei der Eroberung Trier durch die Franken zu.

Für viele spätere Autoren verkörperten die Germanen das Element der Freiheit, so bei Montesquieu, bei Hegel, bei Herder. Ricarda Huch schreibt: »Wenn die Germanen sich rühmten, die Freiheit in das zerbrechende Römische Reich eingeführt zu haben, so durften sie das insofern tun, als sie keine Macht gelten ließen, die nicht durch das Recht verewigt gewesen wäre. Auch der mächtigsten Macht setzten sie die Schranken des Rechts (ihres Volksrechts, GH) entgegen.«

Eine alte Bürokratie stirbt langsam. Wer die Kontinuität vom Römischen Reich in das agrarische Mittelalter der siegreichen Franken, Goten, Alemannen, Wandalen usw. hervorhebt, sollte dabei nicht übersehen, von wie vielen individuellen Untergängen, Brandschatzungen, Raub, Mord, Zerstörungen aller Art diese »Kontinuitäten« begleitet waren. Rom hatte einmal

II. Die Freiheit ganz am Anfang

fast 2 Millionen Einwohner. Im 7. Jahrhundert waren es vielleicht 20 000, die unter den noch stehenden monumentalen Zeugnissen einer großen Vergangenheit in Dürftigkeit und Armut vermutlich recht melancholisch herumwandelten. Die Lebensbeschreibung des hl. Severin gibt einen Eindruck von jener heilosen Zeit: »Nie sah die Welt ein gleiches Schauspiel der Abwendung des Menschengeschlechts von einer noch völlig stehenden Kultur« (Gregorovius 1988, S. 51).

Weitere frühe Freiheitskämpfe

Zu den ambitionierten Freiheitskämpfern der Germanen zählen nicht nur Arminius, sondern auch einige, die weniger Erfolg hatten. So vor ihm der Suebe Ariovist, der in Gallien von Cäsar besiegt wurde. Nach ihm war es ein anderer Offizier in römischen Diensten, der als Chef eines germanischen Hilfskorps, der Bataver, an der Rheinmündung stand: Gaius Julius Civilis. Er nutzte die Wirren des Vierkaiserjahres (69: Galba, Otho, Vitellius, dann Vespasian) aus, sich mit seinen Batavern von Rom loszusagen, um eine germanische Eigenherrschaft zu begründen. Er war damit zunächst erfolgreich: Die Brukerer, Ubier, Tenkerer, auch rechtsrheinische Stämme, ja sogar die römischen Städte Köln und Trier und einige gallische Völkerschaften konnte er für sich gewinnen und Roms Herrschaft wankte in diesem Teil seines Reiches für einen Augenblick, bis sich dann – unter Leitung von Quintus Petillius Cerialis – doch Macht und Professionalität römischer Streitkräfte durchsetzten. Eine ungewöhnliche Rolle spielte dabei die germanische Seherin Veleda, eine Brukerin, die von beiden Seiten hoch geschätzt wurde und für Civilis in Rom einen günstigen Frieden aushandelte, der den nicht ungünstigen Status quo ante wieder herstellte: Steuer- und Tributfreiheit der Bataver gegen militärische Dienste für Rom: »Keine Tributzahlung erniedrigt sie, kein Steuerpächter saugt sie aus« (Tacitus). Die Bataver gingen später in den Salfranken auf. Von den weiteren Schicksalen von Civilis und der weisen Veleda (Asyl in Rom?) ist nichts Sichereres überliefert.

Die Bataver waren vorzügliche Reiter, die man auch dafür rühmte, dass sie mit ihrer gesamten Ausrüstung (samt Pferd!) in geschlossenen Formationen Flüsse überqueren konnten, während römische Legionäre eher wie Katzen das Wasser scheuten.